

# Moekaé

Moekaé kniete am Feuer im Tipi und starrte sinnend in die Glut. Die Hände ruhten in ihrem Schoß, untätig, und doch waren sie schwielig und kräftig, gewohnt schwere Arbeit zu verrichten. Moekaé genoss die Ruhe. Nur gedämpft drangen die Geräusche der umliegenden Zelte an ihr Ohr. Leise, fröhliche Stimmen waren zu hören und dazwischen das Knurren von Hunden, die sich um irgendwelche Knochen balgten.

Moekaés geschwungene Lippen zeigten ein zartes Lächeln, als die junge Frau den Stimmen des Dorfes zuhörte. Ansonsten blieben die Augen ernst, als ob sie schon zu viel Leid gesehen hätten. Mit einer fahrigten Bewegung strich die Frau eine Haarsträhne nach hinten, die sich aus den Zöpfen gelöst hatte. Die Zöpfe fielen über ein geblühtes Kleid, das mit einem Gürtel gerafft wurde, an dem einige Utensilien hingen: ein Messer in einer bestickten Scheide, ein buntes Täschchen mit Feuersteinen und Zunder und ein Ahlenbeutel mit Nähnadeln und Fäden. Als sie sich nach vorne beugte, um Feuerholz nachzulegen, baumelten lange Ohringe aus elfenbeinfarbenen Dentaliumschnecken hin und her, die fast bis zum Gürtel hinabhängen und das ovale Gesicht auf würdevolle Weise einrahmten. Sie bildeten einen schönen Kontrast zu den dunklen Gesichtszügen der Frau und den fast schwarzen Augen. Gegen die Kälte, die von der Wand des Tipis strahlte, hatte die Frau sich mit einer blauen Decke geschützt, die lose über die Schultern hing und kaum die schlanke Gestalt verbarg.

Moekaés Blick löste sich von den züngelnden Flammen, die nach dem Holz griffen, und blieb an den buntbemalten Taschen hängen, die überall am Rand des Tipis gestapelt lagen. Sie waren gefüllt mit Vorräten und Kleidung für den Winter. Die Jagd im Herbst war gut gewesen, obwohl sie mehrmals den weißen Soldaten hatten ausweichen müssen, die ihnen nach der Schlacht am Little-Bighorn-Fluss hartnäckig gefolgt waren. Jetzt lag bereits der erste Schnee und die Cheyenne hatten sich bis in die Bighorn-Berge zurückgezogen, um den Soldaten zu entkommen. Moekaé lächelte, als sie an den großen Sieg am Little-Bighorn dachte. Sie

war über das Schlachtfeld gegangen und hatte den gefallenen Soldaten die Waffen abgenommen. Ihr Mann besaß nun ein neues Gewehr mit viel Munition und sie selbst trug einen Revolver unter ihrem Kleid. Einige Frauen hatten Custer gefunden und ihm das Trommelfell mit ihren Ahlen durchstochen, damit er sich auch im Jenseits daran erinnerte, dass es besser war, seine Versprechen einzuhalten. Einst hatte er im Zelt des Bewahrers der Heiligen Pfeile versprochen, nie wieder Krieg gegen die Cheyenne zu führen. Nun, er hatte dieses Versprechen gebrochen und dies hatte den Untergang für ihn und seine Soldaten herbeigeführt.

Moekaé schaute auf, als ihr Ehemann Heskovetse die Türklappe hob und in das Tipi kletterte. Er trug eine Decke aus warmem Büffelfell um die Schultern, die er nun achtlos zu Boden gleiten ließ. Darunter trug der junge Mann ein buntes Hemd aus Baumwolle, warme Winterleggings und einen Lendenschurz aus blauem Deckenstoff, den er über einen Conchogürtel geschlagen hatte. Seine Haare fielen lose über die Schultern und waren durch den Wind, der draußen tobte, durcheinandergewirbelt. Er schlug sich mit einem breiten Grinsen auf seinen Bauch und deutete an, dass er kurz vor dem Platzen war. „Noch einen Bissen und ich sterbe“, meinte er gut gelaunt.

Die junge Frau deutete auf den vollen Kochtopf und lächelte ebenfalls. „Nimm!“

„Uah!“, stöhnte der junge Krieger und ließ sich dann schwerfällig auf ein Fell plumpsen. „Ich sterbe bereits bei dem Gedanken an Fleisch!“

„Die Jagd war gut.“ In Moekaés Stimme lag Zufriedenheit und die Hoffnung, dass alles wieder so werden würde wie einst.

„Wahrhaftig“, stimmte Heskovetse ihr zu. „Obwohl die Herden der Büffel an Zahl abnehmen. Die Gier der Weißen vernichtet alles, was es sonst im Überfluss gegeben hat.“

Moekaé senkte den Blick und ihr Lächeln verschwand. Für diesen Winter hatten sie genug Vorräte, doch sie wusste, dass alle sich Sorgen machten, wie es in Zukunft weitergehen sollte. Weiße Menschen sprachen bereits davon, dass es besser wäre, in die

Reservationen zu gehen, doch die jungen Krieger wollten davon nichts hören. Sie warf ihrem jungen Ehemann einen unsicheren Blick unter ihren langen Wimpern zu und musterte ihn prüfend. Er war jung und drahtig, gewohnt zu kämpfen. Seine Augen waren stolz und wild, nur wenn er sie musterte, verloren sie ein wenig diesen gefährlichen Schein. Er liebte sie, auch wenn er manchmal rücksichtslos und unnahbar wirkte. Sie war ihm im Frühling zur Ehefrau gegeben worden und seitdem war wenig Zeit geblieben, um sich näher kennenzulernen. Er gehörte der Gesellschaft der Blue-Soldiers an und trug stolz seinen geschnitzten Talisman aus Hirschhorn in der Hand, wenn er in den Kampf zog. Die Blue-Soldiers hießen eigentlich Elkhorn Scrapers, doch nachdem sie nach einem Kampf mit Soldaten die blauen Jacken erbeutet hatten, trugen sie nun diesen Namen. Vorher gab es diesen Namen auch schon, aber da war er spöttisch gemeint, und so hatten die Krieger es vorgezogen, die alte Bedeutung zu vergessen. Moekaé senkte den Blick und dachte an frühere Zeiten zurück, als die Männer noch ihre Zeremonien gefeiert und ihre besondere Kriegsausrüstung getragen hatten. Sie erinnerte sich an die Kappen aus Rabenfedern der Dogsoldiers und an die Bemalung der Kit-Foxes, die sich den Oberkörper und das Gesicht mit gelber Farbe und die Beine schwarz bemalt hatten. All dies war nun vergangen. In all den Kämpfen war keine Zeit mehr geblieben, sich für den Kriegszug zu schmücken, sondern es ging um das Überleben.

Meist war ihr Mann, bekleidet mit einer blauen Uniformjacke, mit den Blue-Soldiers unterwegs, um gegen das Eindringen der weißen Soldaten oder Siedler zu kämpfen.

Sie hingegen war damit beschäftigt gewesen, seine Mokassins zu flicken, seine Hemden und Leggings zu nähen und seine Proviantbeutel zu füllen, wenn er nach einer kurzen Rast wieder aufbrechen musste. Sie zählte ungefähr siebzehn oder achtzehn Winter, so genau wusste das niemand. Ihre Eltern hatten erzählt, dass sie nach dem Vertrag von Fort Laramie bei den hundert Zelten geboren worden war. Damals waren die Zeiten gut gewesen und die Weißen hatten mit Geschenken darum gebuhlt, durch das Land

der Cheyenne ziehen zu dürfen. Inzwischen waren die Cheyenne geschwächt von den ewigen Kämpfen und den Seuchen, die ihr Volk hart getroffen hatten.

Moekaé freute sich auf den Winter. Er versprach Ruhe und Frieden. Endlich würde ihr Ehemann zuhause sein und sie konnten vielleicht ihr Eheleben beginnen. Noch wuchs kein Kind in ihrem Leib und die anderen Frauen munkelten, ob sie vielleicht unfruchtbar wäre.

Moekaé biss die Lippen aufeinander und schob diesen Gedanken beiseite. Wie sollte ein Kind entstehen, wenn der Ehemann nie bei ihr lag? Heskovetse hatte nur selten mit ihr geschlafen. Es war kurz und ungeschickt gewesen und hatte ihr wehgetan. Nun hoffte sie, dass der Winter ihn sanft machte und er in ihr mehr seine Frau sah und nicht einen Feind, den man unter sich bezwingen musste. Die Mutter hatte ihr einen alten Trick verraten, wie man die Schmerzen vermeiden konnte und wie eine Frau es schaffte, dass auch der Mann seine Frau liebte. „Nimm Fett“, hatte ihre Mutter geflüstert. „Und streichle seinen kleinen Mann, damit auch er sich Zeit lässt und dich streichelt. Dann wird es schöner zwischen euch beiden sein.“

Sie hatte geprustet vor Lachen, doch dann hatte sie über die Worte nachgedacht. Schon lange hatte sie sich vorgestellt, wie sie zu ihm sein würde, wenn er endlich bei ihr lag, und diese Vorstellung hatte ihre Ängste weniger werden lassen. Sie würde nicht wie ein Brett unter ihm liegen wie bisher, sondern die Initiative ergreifen. Auch Cheyennefrauen waren mutig. Sie kicherte plötzlich und erntete einen erstaunten Blick ihres Mannes.

„Warum lachst du?“, fragte Heskovetse misstrauisch. Manchmal schien er wirklich nicht viel von Frauen zu wissen oder vermutete, dass er irgendwelchen Spott auf sich zog.

Moekaé lächelte freundlich und streichelte ebenfalls über ihren Bauch. „Ich fühle mich auch kugelrund, aber ich wünschte, es wäre aus einem anderen Grund!“

Der misstrauische Blick ihres Mannes wurde plötzlich sanft und Moekaé staunte über die Veränderung.

„Warte nur, mein Grasmädchen“, flüsterte er in ihr Ohr. „Auch ich wünsche mir ein Baby. Bald!“

Sie zuckte kichernd zusammen und freute sich über diese Worte. Endlich dachte er mal nicht an Kampf und Krieg! Sie nahm die Spielerei mit ihrem Namen auf und neckte ihn ebenfalls: „Dann darfst du mich aber nicht nur mit deinen Stacheln stechen, mein Stachelschwein, sondern mit deinem anderen Ding!“

Heskovetse grinste breit und staunte nicht schlecht über diese Anzüglichkeit bei seiner sonst so keuschen Ehefrau. „So, so! Ich bin also dein Stechschwein!“, murmelte er frech.

„Hmh!“, antwortete Moekaé. Dann öffnete sie ihre Beine und zeigte provozierend auf ihre weibliche Stelle. „Hier, genau hier!“

„Uah!“, schimpfte Heskovetse empört. „Als ob ich das nicht wüsste!“ Mit einem Satz warf er sich auf seine junge Ehefrau und zog mit einem Ruck ihr Kleid in die Höhe. Doch dann nahm er sie plötzlich ganz sanft in die Arme und drückte ihr einen Kuss auf die Wange. Kichernd lagen sie engumschlungen da, fast wie jung Verliebte, die noch nicht wussten, was Liebe eigentlich ist.

„Noch nicht!“, flüsterte Heskovetse. „Noch nicht!“

Moekaé drückte sich an ihn und nickte. Sie wusste, dass die Männer noch ihre Reinigungsrituale machen mussten. Zu viel Blut war geflossen und die Geister mussten erst besänftigt werden. Ein Kind war eine hohe Verantwortung und durfte nicht gedankenlos gezeugt werden.

Sie lag mit offenen Augen neben ihrem Mann und sah zu, wie das Feuer langsam niederbrannte. Ihr Tipi war klein, aber sie war froh, dass sie es mit niemandem teilen musste. Ihre Eltern lebten im Zelt nebenan, zusammen mit ihrer Schwester und den Kindern. Ihre Schwester war bereits Witwe und hatte keinen neuen Mann mehr gewählt. Ein Bruder war letztes Jahr gefallen und hatte ebenfalls eine Frau und zwei Kinder hinterlassen, die nun versorgt werden mussten. Ihr Volk hatte schlimme Zeiten erlebt und sie dachte an all die Menschen, die bereits von ihr gegangen waren. Ihre Großeltern waren beide bei einem Überfall der Soldaten getötet worden, ebenso wie eine kleine Cousine und ein weiterer Bruder. Er war noch ein Kind gewesen, keine zwölf Winter alt, und doch hatten die Soldaten kein Mitleid gehabt. Sie hatte nun keine Brüder mehr. Warum schossen die Soldaten auf Frauen

und Kinder? Dafür gab es keine Erklärung. Wahrscheinlich waren es keine wahren Menschen, sondern böse Geister aus einer anderen Welt.

Sie war zu müde, um aus dem Kleid zu schlüpfen, und döste mit offenen Augen. Sie wollte ihren Mann nicht wecken, der immer noch einen Zipfel ihres Kleides um seine Hand geschlungen hatte. Es war ein Kleid aus geblütem Baumwollstoff, das ihnen bei irgendwelchen Friedensgesprächen als Geschenk überreicht worden war. Sie glaubte nicht mehr an Frieden. Zu oft hatte sie erleben müssen, dass Menschen ihres Volkes trotz dieses Friedens zusammengeschossen worden waren. Weiße hielten sich nicht an Verträge oder das gegebene Wort. Für Moekaé war das unverständlich. Worte, die unter den Heiligen Pfeilen oder der Anwesenheit des Bündels von Sweet Medicine, des Propheten, gesprochen wurden, waren heilig. Sweet Medicine war vor Generationen auf den Heiligen Berg, den Bear Butte, gestiegen und hatte dort von Mahéo die Anweisungen erhalten, wie die Cheyenne zu leben hatten, um Mahéo zu gefallen. Die Regeln und Verhaltensweisen waren seither für jeden Menschen klar gewesen und jeder hielt sich daran. Selbst Gefangene fielen unter diesen Schutz und konnten auf Mitleid hoffen. Weiße Menschen hatten keine Regeln und Wertvorstellungen. Selbst Wölfe kümmerten sich um Ihresgleichen, doch weiße Menschen fielen übereinander her und verschonten selbst Babys in den Tragewiegen nicht. Sie waren wie die Spinnen, bei denen das Weibchen nach der Paarung das Männchen frisst, wenn es nicht schnell genug flüchtete. Sie breiteten sich in dem Land der Cheyenne aus wie die Spinne ihr Netz.

Die Zerstörung des Landes und der Lebewesen darin war für Moekaé unvorstellbar und ging einher mit dem Niedergang ihrer Sitten und Bräuche. Frauen fühlten dies eher als die Männer, die oft noch damit beschäftigt waren, mit Waffengewalt das Unvermeidbare aufzuhalten. Aber die Frauen erlebten, dass Sitten verrohten, Männer sich nicht mehr an die alten Überlieferungen und Rituale hielten oder im Kampf abstumpften. Längst ging es nicht mehr um Ruhm und Ehre, sondern um das bloße Überleben. Viele der Älteren, deren Aufgabe es wäre, die Geschichten und Über-

lieferungen weiterzugeben, waren getötet worden und so ging Wissen, das sonst von Generation zu Generation überliefert wurde, auf immer verloren. Vielleicht hatte sich deshalb ihr Bauch noch nicht gerundet? Welches Kind wollte schon in eine solche Welt geboren werden? Doch ein Kind bedeutete auch Hoffnung. Ein Kind bedeutete, dass das Volk der Cheyenne weiterexistieren würde. Ja, in den Frauen lebten die kommenden Generationen.

Moekaé schlief ein und träumte davon, an einem See zu sitzen und ihr Baby im Arm zu halten. Dieses Gefühl war unbeschreiblich schön. Ganz deutlich spürte sie das Gewicht des Kindes in ihrem Arm, fühlte den warmen Körper, doch dann fuhr sie plötzlich schweißgebadet auf, als dieses Baby seine seltsamen blauen Augen öffnete und sie das Gefühl hatte, in diesem Blau ertrinken zu müssen. Augen in der Farbe des Sees! Sie wischte sich den Schweiß von der Stirn und horchte auf ihr pochendes Herz. Auch ihr Mann wurde unruhig und blinzelte sie verschlafen an.

Im gleichen Augenblick zerriss eine Salve die Stille des angenehmen Morgens. Kugeln zerfetzten das Leder des Zeltens und zischten über Moekaés Kopf hinweg, ohne wirklich Schaden anzurichten. Schreie hallten durch das Dorf, Pferde wieherten und das ohrenbetäubende Brüllen von angreifenden Soldaten ließ die Menschen für einen kurzen Augenblick in Lähmung verfallen. Moekaé sah schreckensbleich auf ihren Mann, der ebenso entsetzt neben ihr kauerte.

„Lauf!“, befahl Heskovetse. „Lauf!“ Er schlüpfte in seine Uniformjacke, als würde dies ihn irgendwie beschützen. Dann schnappte er sich sein Gewehr und einen Munitionsgürtel, hingte sich eine Decke um die Schultern und schlüpfte aus dem Tipi. Mit fliegenden Händen packte Moekaé ebenfalls eine Decke, griff nach einem Proviantbeutel und einer Tasche, als bereits die nächste Salve durch das Tipi jagte und sie sich instinktiv in die Decken fallen ließ. Kriechend schob sie sich zum Eingang des Zeltens und ließ sich hinausrollen. Die Tasche blieb liegen. Moekaé wickelte die Decke um ihren Körper und hingte sich den Beutel um den Hals, während sie neben ihrem Mann kniete, der mehrere Schüsse in die Front der angreifenden Soldaten jagte. Überall

war Rauch, sodass kaum zu erkennen war, ob die Schüsse irgendwelchen Schaden anrichteten.

„Zum Wald!“, herrschte Heskovetse sie an und zeigte mit den Lippen in die ungefähre Richtung. Er hatte sich bereits einen kleinen Überblick verschafft und hoffte auf einen Fluchtweg für die Frauen und Kinder.

Moekaé schlüpfte an ihm vorbei und begann mit weichen Knien zu laufen. Kugeln flogen an ihr vorbei und nur aus den Augenwinkeln sah sie, wie Menschen neben ihr zu Boden stürzten. Ihr Mann blieb genau hinter ihr und drängte sie, immer weiterzurennen. „Schneller! Lauf schneller!“

Neben ihnen lief Moekaés Schwester mit ihren beiden Kindern. Sie schrie hysterisch und hielt das kleinere Kind gegen ihre Brust gepresst. Moekaé nahm ihren Neffen an der Hand und zog das Kind rücksichtslos mit. Der kleine Junge war erst vier Jahre alt und konnte mit seinen kurzen Beinen kaum mithalten. Seine Augen waren weit vor Furcht und er weinte seine Angst heraus. Am Himmel erschien die erste Morgenröte und tauchte das Tal in ein gespenstisches Licht. Überall waren die braunen Uniformmäntel aus Büffelfell der Soldaten zu sehen, die zu Fuß oder zu Pferde durch das Dorf der Cheyenne jagten und wahllos auf alles schossen, was sich bewegte. Die Soldaten trugen Pelzmützen und Fellhandschuhe, die sie vor der Kälte schützten, während die Indianer zum Teil nur leicht bekleidet in die Kälte des Morgens flüchteten. Manche waren fast nackt, als sie schlaftrunken aus den Tipis wankten und dort von Kugeln getroffen zusammensackten.

Moekaé sah, wie ihre Schwester nach vorne fiel und dabei ihre Tochter fallen ließ. „Steh auf!“, bat Moekaé verzweifelt und zog ihre Schwester am Arm. Blut sickerte aus dem Mund der Schwester, dunkel und schwallweise, dann brachen die Augen und alles wurde schwer. Moekaé war so entsetzt, dass sie zu keinem Gedanken fähig war. Neben ihr schrie der kleine Junge nach seiner Mutter und sie nahm es kaum wahr. „Schwester!“, rief Moekaé. „Schwester, bitte steh auf!“

Heskovetse riss das kleine Mädchen hoch und stürzte mit ihr davon. „Lauf weiter!“, schrie er mit überschnappender Stimme.



„Du kannst ihr nicht mehr helfen. Nimm den Jungen mit!“

Wie in Trance griff Moekaé nach der Hand des Jungen und zog ihn mit sich fort. Wieder peitschten Kugeln neben ihr in den Boden und sie schlug einen Haken. Dann tauchte sie unter einige Bäume, änderte leicht die Richtung und rannte tiefer in den Pinienwald. Überall rannten Frauen und Kinder um ihr Leben. Manche überschlugen sich, als würde eine riesige Hand ihnen von hinten einen kräftigen Schlag versetzen, aber Moekaé wusste, dass sie nie wieder aufstehen würden. Im Dämmerlicht konnte sie nicht erkennen, wer fiel, und sie wollte es auch gar nicht wissen. Hier ging es nur noch um ihr eigenes Überleben.

Heskovetse hielt plötzlich an und drückte ihr das kleine Mädchen in die Arme. Sie war fast noch ein Baby, keine zwei Winter alt, und wurde von der Mutter noch gestillt. Sie weinte schluchzend und drückte ihr nasses Gesicht an Moekaés Hals. „Sei leise“, flüsterte Moekaé. Sie rannte weiter, während ihr Mann hinter einem Baum in Deckung ging und mit anderen Männern eine Schützenlinie bildete, um den Rückzug der Frauen und Kinder zu decken. Kurz stockte der Angriff der Soldaten und dies gab den Menschen Zeit, tiefer im Dickicht des Waldes zu verschwinden. Viele hatten es nicht geschafft. Die Soldaten gingen nun dazu über, die wenigen Überlebenden im Dorf zusammenzutreiben und hatten ihren offensichtlichen Spaß an ihrer Überlegenheit. Schreie erklangen, als Frauen misshandelt und verletzte Männer einfach erschossen wurden. Dann konnten die Flüchtenden einen hellen Feuerschein im Tal erkennen, als die Soldaten damit begannen, die Zelte mitsamt aller Ausrüstung in Brand zu stecken.

Moekaé rannte weiter und setzte sich dann völlig außer Atem neben andere Frauen und Kinder, die hinter einigen Felsen Schutz gesucht hatten. „Sie brennen alles nieder!“, wimmerte eine ältere Frau.

Moekaé dachte an die Vorräte, die sie in mühevoller Arbeit angelegt hatte, und an die warme Kleidung. Aber mehr noch dachte sie an all die Menschen, die nun dort unten lagen und ihr Leben gelassen hatten. Ihre Schwester war tot und sie wusste nicht, ob es ihre Eltern und Freundinnen geschafft hatten. Tröstend drückte sie die beiden Kinder an sich und stellte fest, dass sie zumin-

dest voll bekleidet waren. Sie hießen Kleiner-Biber und Rotes-Blatt. Kurz schoss der Gedanke durch ihren Kopf, dass sie nun die Mutter für diese beiden Kinder sein würde und die Verantwortung lastete wie ein schwerer Stein auf ihrem Herzen. Wie sollte sie die Kleinen ernähren? Kleiden? Warm halten? Wo sollten sie nun hin? Ein ängstliches Raunen ging durch die Ansammlung der Frauen und Kinder, als Schritte zu hören waren, doch es waren nur einige Krieger, die schwer atmend zu ihnen aufschlossen. „Schnell! Weiter! Die Soldaten folgen uns!“, zischten sie warnend. Hastig sprangen alle auf und liefen weiter in die dichte Wildnis. Sie verteilten sich und jeder suchte sich allein einen Weg nach Norden, um den Soldaten die Verfolgung so schwer wie möglich zu machen.

Moekaé trug Rotes-Blatt auf ihrer Hüfte und zog Kleiner-Biber an der Hand hinter sich her. Der Junge war erschöpft und jammerte leise.

„Sei still!“, zischte Moekaé mahrend. „Wir müssen ganz leise sein, damit die bösen Vehoe uns nicht finden.“

„Wo ist meine Mutter?“, fragte Kleiner-Biber bittend. Er hatte plötzlich Angst vor dieser Tante, die sonst immer so freundlich und liebevoll gewesen war.

„Sie ist gestürzt und kann nicht mehr aufstehen“, antwortete Moekaé schnell. Es hatte keinen Sinn, dem Kind jetzt erklären zu wollen, dass die Mutter nie wiederkommen würde.

„Was machen dann die Vehoe mit ihr?“, jammerte Kleiner-Biber weiter. „Ich will nicht, dass wir ohne sie fortgehen.“

„Wir müssen!“, drängte Moekaé. „Und nun komm!“

Widerstandslos ließ sich das Kind mitziehen. Doch manchmal drehte es den Kopf und sah mit großen Augen den Feuerschein und die Rauchwolken, die sich in der Ferne abzeichneten. Immer noch waren Gewehrschüsse zu hören und jedes Mal zuckte das Kind zusammen und klammerte sich furchtsam an Moekaés Hand.

Die Sonne stieg höher und ein Teil der Frauen und Kinder kletterte in eine tiefe Schlucht. Leise folgten sie einem reißenden Bach, der sich ebenfalls seinen Weg durch die Schlucht bahnte. Das

Jammern und Klagen hatte aufgehört, stattdessen waren nur die leisen Schritte der Menschen zu hören. Manchmal rollte ein Kieselstein unter den Füßen weg und ein Rabe krächzte, als wäre es ein ganz normaler Morgen. Das Gewehrfeuer in der Ferne war verstummt, vielleicht hatten die fliehenden Menschen aber auch genügend Abstand zwischen sich und den Ort des Grauens gebracht. Von hinten erklang Hufgetrappel und panisch vor Angst drängten sich die Flüchtenden zwischen einige Felsen. Doch es waren ein paar junge Krieger, denen es gelungen war, einen Teil der Ponyherde zu retten. Leise frohlockend kamen die Frauen aus ihren Verstecken und nahmen zum Teil in Streifen gerissene Decken her, um den Pferden einfache Zügel anzulegen. Schnell saßen alle auf den Ponys und die Flucht ging nun schneller voran. Hufe klapperten gegen den steinigen Boden, ansonsten war es wieder still.

Moekaé hatte Kleiner-Biber hinter sich auf das Pony gesetzt und der Junge klammerte sich an ihr fest. Vor sich im Arm hielt sie Rotes-Blatt, die vor Erschöpfung eingenickt war. Das Kind lag schwer in ihrem Arm und Moekaé schob es in eine aufrechte Position, um den Arm zu entlasten. Der Kopf wackelte dabei haltlos hin und her, bis er schließlich wieder in ihrer Armbeuge ruhte. Kurz hatte Moekaé den Verdacht, dass das Kind vielleicht doch irgendwie verletzt war, aber sie konnte nichts feststellen. Still folgte sie den anderen Frauen, die sie nun im Tageslicht besser erkennen konnte. Vor ihr ritt Eiserne-Zähne, eine ältere Frau, die ebenfalls ein Kleinkind im Arm hatte. Ein siebenjähriges Mädchen saß hinter der Mutter und hielt den Bauch der Mutter umklammert. Weiter vorn erkannte Moekaé ihre Freundinnen Sommer-Regen und Büffelkalb-Frau. Ein Krieger drängte sich an ihr vorbei und sie fragte ihn besorgt nach ihrem Mann. „Hinten!“, signalisierten seine Hände, dann trabte er davon. Moekaé war beruhigt und trieb das Pony zu einem schnelleren Schritt an. Heskovetse würde bestimmt bald kommen!

Der Bauch des Ponys wärmte sie ein bisschen und Moekaé war froh, dass sie wenigstens dieses Pferd hatte. Der Atem war deutlich als Nebel zu sehen und dies erinnerte sie daran, wie kalt es eigentlich war. Das Pony trottete dahin und irgendwann wachte

das kleine Mädchen wieder auf und weinte leise nach seiner Mutter. Moekaé griff in den Beutel und zog etwas Trockenfleisch hervor, um das Kind abzulenken. Auch Kleiner-Biber verlangte nach etwas zu essen und sie drückte ihm einen Streifen Fleisch in die Hand. „Iss langsam! Wir haben nicht viel!“, warnte sie das Kind. Rotes-Blatt kaute ebenfalls an dem trockenen Fleisch und wieder kullerten dicke Tränen über das Gesicht des Kindes. „Nahgo?“, fragte sie immer wieder nach ihrer Mutter.

Moekaé schwieg. Sie wollte nicht lügen und sie wollte nicht die Wahrheit sagen. Irgendwann würden die Fragen aufhören, wenn keine Antwort kam.

Die Stille wurde von Schüssen durchbrochen und sofort brach Panik unter den Menschen aus. Oben waren Soldaten in Stellung gegangen und hatten die verzweifelten Menschen in der Schlucht unter Beschuss genommen. Schreie hallten durch die Luft, brachen sich an den Wänden und kehrten als schauerliches Echo zurück. Moekaé rutschte vom Rücken des Ponys und riss Kleiner-Biber ebenfalls herunter. Der Junge kreischte vor Angst und klammerte sich so an der Tante fest, dass sie kaum noch laufen konnte. Rotes-Blatt hatte den Mund weit aufgerissen und brachte keinen Ton mehr heraus. Wieder schlugen Kugeln in die Bäume, prallten an den Felsen ab und heulten als Querschläger durch die Schlucht. Moekaé zerrte das Pony neben sich her und benutzte es als Deckung. Es wieherte angstvoll und versuchte tänzelnd, sich loszureißen. Moekaé konnte es unmöglich halten und so rutschte der provisorische Zügel durch ihre Hände. Wiehernd galoppierte das Pony davon und Moekaé tauchte zwischen einige Bäume, um den Kugeln zu entgehen. Sie hastete geduckt dahin, den Jungen rücksichtslos hinter sich herziehend, während sie das Mädchen gegen ihre Brust drückte. Sie stolperte mehr als sie lief und sah immer wieder, wie Menschen um sie herum zu Boden stürzten. Sie waren nur noch so wenige und auch diese fielen den Kugeln zum Opfer. Dann verschwand sie endlich hinter einigen großen Felsen, die ihr besseren Schutz gaben, und duckte sich in eine Felsnische. Beide Kinder schrien ihre Angst heraus und auch ihr Herz schlug so schnell, dass es aus ihrer Brust zu springen drohte. Zwei Männer sprangen neben ihr in Deckung und nahmen

die Soldaten unter Beschuss. Es war Heskovetse, der seiner Frau mit einem Nicken den Befehl gab, sich weiter zurückzuziehen. Moekaé krabbelte davon und zerrte die weinenden Kinder hinter sich her. Sie war panisch vor Angst. Gleichzeitig hatte sie eine Todesangst um ihren Mann. Es waren nur noch zwei Männer, die dort bei den Felsen den Rückzug der wenigen Überlebenden sicherten. Immer wieder hörte sie wütendes Gewehrfeuer und sie wusste, dass ihr Mann dort niemanden vorbeilassen würde, solange er noch lebte.

Die Schlucht gabelte sich nach Norden und Westen und Moekaé wählte eine steile Passage in westlicher Richtung nach oben, um der Todesfalle zu entkommen. Selbst wenn einige Soldaten am Grat der Schlucht entlangliefen, um ihr den Weg abzuschneiden, würden sie eher an der nördlichen Seite warten. Sie hätten erst in die eine Schlucht hinabsteigen müssen, um zu der westlichen Seite zu gelangen. Wahrscheinlich hatten sie die Abzweigung überhaupt nicht gesehen.

Moekaé schnaufte unter dem Gewicht des Kindes, doch sie kletterte weiter den steilen Pfad bergan. Vor ihr rannten Eiserne-Zähne mit ihren Kindern und ein Stückchen weiter erkannte sie ihre Freundin Büffelkalb-Frau. Sie hinkte stark und schien verletzt zu sein. In der Hand hielt sie einen Revolver. Moekaé beeilte sich, um ihre Freundin einzuholen und zu stützen. Sie balancierte das Kind auf ihrer linken Hüfte und legte den Arm von Büffelkalb-Frau um ihre Schulter. Kleiner-Biber klammerte sich an einen Zipfel ihres Kleides und lief tapfer mit. Er weinte nicht mehr, vielleicht hatte er erkannt, dass dies ohnehin nichts nützte. Büffelkalb-Frau lehnte sich schwer auf Moekaés Schulter und zog mit zusammengepressten Lippen ihr Bein hinterher. „Eine Kugel hat mich erwischt“, stöhnte sie leise.

„Ist es schlimm?“, fragte Moekaé besorgt.

„Nein, aber ich muss die Blutung stoppen. Mir wird schlecht!“

„Noch nicht! Lass uns erst aus dieser Schlucht herauskommen.“

Die Soldaten sind zu nahe!“, weigerte sich Moekaé.

Ehe sie es verhindern konnte, sackte ihre Freundin zusammen und glitt zu Boden. Ihr Gesicht war aschfahl und Moekaé hatte Angst. Sie wusste, dass die Soldaten ihnen auf den Fersen waren.

Immer noch waren Gewehrschüsse zu hören, obwohl sie sich zu entfernen schienen. Moekaé setzte das Kind ab und kniete sich zu ihrer Freundin. „Lass sehen!“, meinte sie hastig. Büffelkalb-Frau schob das Kleid aus blauem Wollstoff hoch, das sich an einer Seite bereits dunkel vom Blut gefärbt hatte, und tastete nach dem Oberschenkel. Eine hässliche, blutige Schramme zog sich quer durch das Fleisch. Die Wunde blutete stark, schien aber eher oberflächlich zu sein.

„Uh!“, stöhnte Büffelkalb-Frau, dann sackte ihr Kopf kraftlos nach hinten. Moekaé wusste, dass nur der Blutverlust dieser Frau die Kraft nahm, denn Büffelkalb-Frau war gewohnt zu kämpfen. Noch im Frühjahr hatte sie beim Kampf am Rosebud ihren Bruder aus der Gefahrenzone gerettet. Sie galt als Kriegerfrau und ihre Tapferkeit war an den Lagerfeuern besungen worden. Das alles zählte nun nicht mehr. Hier waren sie nun die Gejagten und wenn Büffelkalb-Frau nicht aufstand, dann würden die Soldaten über sie herfallen.

Moekaé schlug ihr mit der Hand ins Gesicht und brachte sie so wieder zur Besinnung. „Du kannst hier nicht bleiben!“, warnte sie eindringlich. Energisch riss sie einen Streifen Stoff aus ihrem eigenen Kleid und band damit die Wunde notdürftig ab. Dann half sie ihrer Freundin wieder auf die Beine. „Komm!“, mahnte sie drängend. „Du weißt, was diese Vehoe mit uns Frauen machen!“

Büffelkalb-Frau nickte und humpelte eilig neben Moekaé her. Die Kälte schien den Schmerz zu lindern und sie nahm Kleiner-Biber an der Hand, sodass Moekaé sich besser um das kleine Mädchen kümmern konnte. Moekaé blieb hinter der Freundin, um besser sehen zu können wenn sie eventuell stürzte. Außerdem war der Pfad zu schmal, um nebeneinander zu gehen. Sie war froh, dass auch Büffelkalb-Frau eine Decke dabei hatte, um sich warm zu halten. Von hinten waren von den Frauen nur der Scheitel und die Ansätze der Zöpfe zu sehen. Ansonsten waren die zähen Körper von den Decken verhüllt. Schließlich hatten die beiden Frauen den Grat der Schlucht erreicht und schauten sich vorsichtig um. Auf der einen Seite war ein breites Tal, doch auf der anderen Seite begann dichter Pinienwald. Hastig liefen die beiden Frau-

en mit den Kindern darauf zu, immer in der Angst, dass doch einige Soldaten sie entdeckten und niederschossen. Schwitzend tauchten sie in den Schutz der Bäume und drangen tiefer in das Dickicht ein. Erschöpft setzten sie sich unter einige Bäume und verhielten sich ruhig.

„Wir gehen in der Nacht weiter“, wisperte Moekaé.

Büffelkalb-Frau nickte wortlos und legte sich auf die Seite. Ihre Hand glitt prüfend über den Verband. „Und wohin gehen wir dann?“, fragte sie. Ihre schwarzen Augen ruhten fast bittend auf dem Gesicht von Moekaé. Die Hand der Kriegerfrau zitterte, als sie die Decke fester um ihren Körper zog.

„Nach Norden! Dort werden wir die anderen finden“, versicherte Moekaé. Sie erkannte, dass Büffelkalb-Frau nicht aus Angst zitterte, sondern wegen der Verletzung.

„Und was machen wir dann?“ Das runde Gesicht von Büffelkalb-Frau zeigte plötzlich Hass und Wut.

Moekaé zuckte die Schultern und machte eine vage Handbewegung. „Vielleicht finden wir ein anderes Dorf? Die Lakota haben im Herbst auch die Büffel gejagt. Sie werden noch in der Nähe sein. Vielleicht finden unsere Männer einen Lagerplatz von ihnen?“

„Hoffentlich“, murmelte Büffelkalb-Frau. „Es ist kalt.“ Sie zitterte nun vor Kälte und schien orientierungslos zu sein.

Moekaé sagte nichts dazu. Mehr Sorgen bereitete ihr, wie sie überhaupt zu einem Dorf gelangten und ob sie dort freundlich aufgenommen wurden. Sie hüllte die beiden Kinder unter ihre Decke und spürte das Zittern. Es war kalt und ohne Decken und Unterschlupf würden sie den Winter hier draußen nicht überleben.

Es war zu gefährlich, ein Feuer zu entfachen, und so hockten sie eng beisammen, um sich gegenseitig zu wärmen. Moekaé kramte etwas Trockenfleisch aus dem Beutel und alle aßen dankbar. Moekaé kaute es für Rotes-Blatt weich, damit das Kind es besser schlucken konnte. Dann kümmerte sie sich um die Schussverletzung ihrer Freundin. Zum Glück hatte die Blutung aufgehört und so wickelte Moekaé nur einen neuen Stoffetzen um das Bein. Die Dämmerung kam bereits und die beiden Frauen hatten Angst vor

der kommenden Nacht. „Sollen wir weitergehen?“, fragte Büffelkalb-Frau. „Vielleicht finden wir eine geschützte Stelle, wo wir Feuer machen können?“

„Nein!“, wehrte Moekaé entschieden ab. „Wir sind noch zu nahe. Vielleicht setzen sie Kundschafter ein, um uns aufzuspüren. Die Soldaten sehen unsere Spuren und auch den aufsteigenden Rauch eines Feuers nicht, aber ihre Kundschafter schon. Wahrscheinlich haben sie Crow- oder Arikara-Scouts dabei. Wie sonst haben sie unser Dorf gefunden?“

Über das Gesicht von Büffelkalb-Frau huschte plötzlich ein Anflug von Scham. „Ich bin nur noch gerannt, ohne mich umzusehen. Ich weiß nicht, was mit meiner Familie ist und ob mein Bruder noch lebt.“

Moekaé biss die Lippen zusammen. „Meine Schwester ist tot. Ich weiß nicht, was mit meinen Eltern ist. Und mein Mann lag dort hinten bei den Felsen und versuchte die Soldaten aufzuhalten. Ich weiß nicht, ob er noch lebt.“ Sie drückte die Kinder fester an sich und seufzte tief. „Morgen gehen wir weiter nach Norden und treffen hoffentlich auf andere.“

Es wurde dunkel und die Frauen dösten eine Weile. Dann wurde die Kälte unerträglich. Die Kinder jammerten und Moekaé fühlte mit ihren Händen die Kälte in den kleinen Körpern. „Wir müssen weiter!“, befahl sie energisch.

„Jetzt?“, flüsterte Büffelkalb-Frau. Die Verletzung raubte ihr die Kraft.

„Ja, wir werden erfrieren, wenn wir uns nicht bewegen!“

Wieder rafften sich die Frauen auf und Moekaé band sich Rotesblatt vor sich an die Brust, um sie mit ihrer Decke warm zu halten. Kleiner-Biber schlotterte vor Kälte, aber sie hatte nichts, um ihn warm zu halten. „Geh mit Büffelkalb-Frau zusammen! Wenn du dich bewegst, wird dir bald wärmer!“

Kleiner-Biber kroch unter die Decke von Büffelkalb-Frau und stolperte müde neben ihr her. Seine Füße waren Klumpen aus Eis und er konnte kaum noch auftreten. „Meine Füße tun so weh!“, klagte er.

„Gleich wird es besser!“, versuchte Moekaé ihn zu trösten. Vorsichtig tasteten sich die Frauen durch die Dunkelheit, dann wur-



de der Wald wieder lichter und sie sahen die Sterne am Himmel. Trotzdem war es gefährlich, denn in der Dunkelheit konnte man kaum die Hand vor den Augen erkennen. Mehrmals stolperten sie über unebene Stellen und Gestrüpp. Es war still und so suchte Moekaé wieder den Rand des Waldes, weil dort das Vorwärtskommen leichter war. Niemand würde sie entdecken, solange sie im Schutz der Dunkelheit liefen, aber die Sicht wäre unter dem Licht der Sterne etwas besser. Kleiner-Biber setzte sich schließlich auf den Boden und weigerte sich weiterzugehen. Moekaé sah ein, dass sie eine Pause machen mussten und kniete sich neben das frierende Kind. Vorsichtig zog sie ihm die Mokassins aus und rieb seine eisigen Füße. Dann steckte sie die kleinen Füße unter ihr Kleid und drückte sie zum Wärmen gegen ihren Bauch. „Besser?“, fragte sie.

Kleiner-Biber nickte und schaute auf seine schlafende Schwester. „Bei dir ist es warm!“

Moekaé fühlte nach den Füßen von Rotes-Blatt und stellte fest, dass sie warm waren. Sie lächelte: „Ja, bei mir ist es warm.“ Dann wandte sie sich an ihre Freundin: „Du könntest Rotes-Blatt tragen. Sie ist nicht so schwer. Dann kann ich Kleiner-Biber unter meiner Decke tragen!“

Büffelkalb-Frau nickte nur. Sie wusste, dass es um das Überleben der Kinder ging.

Nach einer Weile brachen sie wieder auf. Rotes-Blatt hing nun in einem Tuch festgebunden vor Büffelkalb-Frau und Kleiner-Biber saß in die warme Decke gehüllt auf dem Rücken von Moekaé. Er wurde schwer und Moekaé kam nur noch langsam voran. Immer noch war es stockdunkel und der Morgen fern.

Den Rest der Nacht liefen die Frauen am Rand des Waldes dahin, bis sie vor Erschöpfung zusammenbrachen. Sie hatten kein Gefühl mehr, welche Entfernung sie zurückgelegt hatten. Sie konnten nur hoffen, dass die Soldaten die Suche aufgegeben hatten.

Sie kuschelten sich unter einer Pinie zusammen und schliefen eng umschlungen ein. Die ersten Strahlen der Morgensonne tanzten über den Waldboden, brachen sich in den Ästen und wurden von glitzernden Eiskristallen an der dunklen Rinde reflektiert.